

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 6 (1924)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementpreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.
Kleinste Annoncen-Nachnahme: Drell Fühl-Annoncen Zürich, „Fischerhof“, Sonnenquai 10 (beim Volkshaus),

Erscheint jeden Samstag.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A. G., Aarau, Bahnhofstrasse 43, / Telefon No. 61, / Postkonton No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einseitige Normalzeile 30 Cts., Ausland 40 Cts. Restamt: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile, Schriftgröße 50 Cts. Keine Verbilligung für Platzierungsverpflichtungen der Inserenten. / Inserationsfrist: Donnerstag Mittag, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Tr. 44

Aarau, 1. November 1924

VI. Jahrgang

Arbeiter- und Lohn-Probleme.

E. J. Sp.

Alle diejenigen, welche sich berufsmäßig oder aus innerer Neigung mit Arbeiterfragen beschäftigen und sich um das Leben einzelner Arbeiterfamilien kümmern, werden immer wieder jenseits der hohen Wohnhäuser oder besser gesagt Lohn-Durchschnitte bezaubert, Arbeiterkategorien beschreiben, deren Entlohnung dem üblichen Existenzminimum nicht entspricht. Sie bezaubert also in Wirklichkeit Hungerlöhne. Mit diesen Hungerlöhnen wird in der sozialistischen Presse Propaganda gemacht und arbeits. Die oben abgezeichnete Streikbewegung bei Escher, Wyss u. Co. in Zürich gab ein bezeichnendes Zeugnis davon und gewiss sind es diese „Hungerlöhne“, die sehr beständig auf die öffentliche Meinung wirken und wie in diesem Fall, weite Kreise Zuneigung gegen die Interessen der Fabrik neben ihnen.

Die Sache liegt nun durchaus nicht so einfach, wie der Zeitungsleser, auch der wohlmeinende, das annimmt und es mag von Interesse sein, gerade im Hinblick auf den besagten Fall die Frage von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Verziehen wir uns vor allem einmal in die Lage des Familienvaters, der bei einer Großfirma der Maschinenbranche das Pflöchen eines Wandlagers hat. Er gibt sich Mühe, seine kleine verdienende Familie christlich und rechtschaffen ohne fremde Hilfe durchzubringen. Sein Monatsverdienst reicht trotz tüchtiger Anstrengung hinter dem bescheidenen Existenzminimum zurück, die Kinder sind zu klein, um mitzuverdienen, die Frau ist für den Haushalt absolut nötig, kommt Krankheit oder Unwohlsein hinzu, dann sind die Schulden da. Können Sie es sich ausdenken, wie einem solchen Arbeiter zu Mute ist, wenn er trotz seiner täglichen Anstrengung vermögenslos wird? Es gibt Gottlob noch viele, denen Ehre und Unbescholtenheit etwas bedeuten und die nicht von der Hilfe von Armenvereinen abhängig wollen.

Nun unterziehen wir den Fall dem Arbeitgeber. Er erklärt, ich kann einem Wandlanger oder Hilfsarbeiter keinen höheren Lohn bezahlen, weil sonst die Differenz von ungelerten zum gelerntem Arbeiter zu klein wird, daß sich die Arbeitsfreudigkeit der Berufsarbeiter naturgemäß mindert. Wie Ford das auch nachdrücklich ausführt, kann nur die Arbeit bezahlt werden, Lohnbestimmend ist lediglich die Produktion.

Wir müssen also weiteres den Standpunkt des Fabrikanten verlassen und vielleicht noch einen Schritt weitergehen und annehmen, daß es sich Hilfsarbeiter gibt, die nicht einmal den Lohn verdienen, den sie ausbezahlt erhalten. Warum verdient er ihn nicht? Nun kommen wir auf ein Gebiet, auf das uns viele Untergewinner nicht folgen wollen, weil es ihnen unangenehm ist, denn er muß den Arbeiter nicht nur als Kontrollnummer, sondern als Mensch ins Auge fassen. Er muß ihn von Angesicht zu Angesicht ansehen und muß sich einige Fragen vorlegen:

Warum verdient der Mann nicht mehr? Ist der Stundenlohn zu gering? Leistet er zu wenig?

Ist der Arbeiter lieblich, braucht er seine Kräfte für Dinge, die außerhalb seiner Arbeit liegen?

Oder ist er unterernährt?

Hat er vielleicht Familienfragen, die seine Aufmerksamkeit beanspruchen und ihn von der Arbeit ablenken?

Besteht eine Minderleistung, seine Leistungen zu erhöhen und ihn dann auch besser zu entlohnen?

Es scheint uns, daß der Arbeiter nur dann eine wirklich produktive Tätigkeit leisten kann, wenn er als Mensch davon sein Auskommen hat. Wir kennen durch genaue Statistiken das Existenzminimum einer Familie, dem das Mindesteinkommen entsprechen sollte. . . .

Aus persönlicher Augenblicke konnte ich die Automobilfabrik von Henry Ford, die in seinem Arbeiter-Departement (Verwaltungsbüro) verbrachten Stunden werden mit immer unvergesslich sein. Durch ausgesagte geteilte Arbeitsmethoden hat er das Einkommen seiner Arbeiter steigern können. Leistet ein Mann an seinem Posten zu wenig, so wird er ärztlich untersucht, um herauszufinden, welcher Art Arbeit seine körperliche Leistungsfähigkeit entspricht. Ein ärztlicher Befehl erhöht oft sehr die Arbeitsfreudigkeit und läßt eine bessere Beurteilung der Arbeitsleistung zu. Wichtig ist für Ford vor allem, daß er jeden Mann dahin stellt, wobei ihm seine geistigen und körperlichen Kräfte entsprechen. Man macht Proben mit ihm, der Art, in welcher er arbeiten will, und man ruht nicht, bis er sich in seiner Arbeit glücklich fühlt. Erst dann kann ein Mensch sich vollentwickeln, wenn er am rechten Platz steht. Dazu braucht es aber Liebe und Vertrauen. Wenn der Mensch etwas aus seinem Herzen herauszugeben hat, so fühlen es die anderen Menschen und deshalb wollen wir den Erfolg bei unseren Arbeitern (Somals 52000). Wir wollen glückliche Menschen, weil glückliche Menschen lieber arbeiten! Hier haben wir wieder die seine Psychologie des erfolgreichsten Amerikaners. Weiter führte Dr. Marquis, der damalige Leiter der Ford'schen Verwaltungsbüro aus, wie wichtig es ihnen sei, daß die Frauen der Ford'schen Arbeiter seine Heimarbeiter übernehmend und seine Untermeister in ihren Wohnungen haben.

„Ein Mensch kann gute Arbeit tun, wenn er in einem schlechten Heim wohnt“, sagt Henry Ford. Wohlverstanden, er sagt: „Heim“. Es ist nämlich ein Unterschied zwischen einem Heim und einem Haus. Ein Mann, der Streit hat mit seiner Frau ist im Gegensatz mit seinen Gedanken nicht bei der Arbeit. Bei Krankheit, Schulden ebenso. Der Arbeiter soll immer bei der Verantwortung hat und Hilfe finden. Die Auslösung, die für die einzelne Familie in der Minderleistung gemacht werden, soll der Arbeiter, wenn möglich, zurückzahlen, denn sein Lohn ist Ford für so hoch, daß er das kann. Ein Fordarbeiter soll moralisch in Kredit haben, er soll vorwärts kommen und in Wirklichkeit ist das auch der Fall.“

Wir sehen aus dem angeführten, daß Ford Verantwortung für seine Arbeiter trägt. Sind unsere schweizerischen Arbeitgeber einmal so weit, daß sie für den hintersten Arbeiter und wäre er noch so schwach, sich verantwortlich fühlen, dann werden auch die sog. Hunger-Existenzen verschwinden. Nach allem was wir hören, bedarf jede Fabrik einer Anzahl Hilfsarbeiter, die natürlich weniger verdienen als die Berufsarbeiter. Aber es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, daß diese Leute eine billige Existenzmöglichkeit haben und man ihre Familien nicht einfach im Elend, ihre Kinder wieder dem gleichen Schicksal in 20 Jahren preisgibt.

Wie findet man einen Ausgleich? Wir sind uns wohl bewußt, daß das ein ungeheurer schweres Problem ist, solange man diese Frage prinzipiell lösen will. Der Fabrikleiter muß sich auf den Standpunkt stellen, daß er nur die Arbeit bezahlt, also der tüchtige Arbeiter den höchsten Lohn bezahlt und nicht der lindernde. Das lehrt die der Fall beim System der Familien-, bzw. Kinderzulagen.

Wir kennen Exportfirmen, die ihre Löhne nicht ohne weiteres erhöhen können, weil sie mit der ausländischen Konkurrenz rechnen müssen. Dort sucht man durch die Fürsorge- und Vererbungsgesetze denjenigen Familien helfen, welche die aus irgend welchen Gründen ein Lohnminimum haben, welches unter dem Existenzminimum steht. Hier wird in erster Linie die Frage in Verbindung mit der Arbeitsleistung geprüft, warum der Verdienst zu klein ist. Es können mancherlei Gründe bestimmend sein und in vielen Fällen ist ohne weiteres Hilfe zu schaffen (Widerrück des Accords, Vererbung etc.). Dabei laufen ganz unrichtige und faule Elemente oder Zerstörer Gefahr, entlassen zu werden, was gewiß auf andere nur abführend wirken kann. Wir glauben, daß in diesen Fällen der Fabrikleiter bei seiner Arbeiterarbeit ohne weiteres Unterstützung findet, denn was die Arbeiter wollen ist Gerechtigkeit. Sie müssen außerdem fühlen, daß in der Fabrikleitung auch Männer mit Herz und nicht mit Rechenmaschinen sitzen. Das ist es, was uns bei Henry Ford und seinen verantwortlichen Beamten so wohlwollend ausgesprochen ist und unsern Besuch in Detroit zu einem großen Erlebnis gestaltete, das beweist, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam das Ziel haben, die Produktion zu fördern, aber jeden Einzelnen auch am Erfolg zu interessieren. Die Fabrik ist nach dem Grundgesetz organisiert, daß die Arbeit von einer Hand in die andere geht, daß einer ohne den anderen nichts machen kann, daß also eine ständige Verbindung zwischen den Arbeitern sein muß. Und es ist eben so, daß der Grundlohn nicht nur für die Tätigkeit, für das rein mechanische und ersatzmäßige gilt, sondern besonders auf die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Stellung hat.

Es ist gewiß kein Zufall, daß in Amerika, England und neuerdings auch in Frankreich die Industrie zu Hunderten Sozialsekretariate (Hilfsarbeiter- und Wohlfahrts-Departements) einrichtete, um der Persönlichkeit des Arbeiters und seiner Familie durch tatkräftige, vorgeführte Beamte und Beamtinnen näher zu kommen. Diese haben aber nur dann Erfolg, wenn sie kompetent

haben, d. h. wenn sie der Geschäftsleitung angehören oder wie das in der Schweiz neuerdings mit Erfolg praktiziert wird, einer besonderen Gesellschaft unterstellt, also völlig neutral sind (Vollständig). Die Hauptfrage ist, wenn die Fabrikleitung sich ihrer großen Verantwortung gegenüber dem Arbeiter immer mehr bewußt wird und ihn nicht nur als Kontrollnummer in den Listen führt, was dann wird ein Interesse des Fabrikleiters haben, die mit Freude und Interesse Dienst leisten, wenn sie auch das rein Menschliche berücksichtigen, und im Arbeiter den notwendigen Geistigen leben.

Überall da, wo man seit Jahren für die Interessen der Arbeiter Arbeit und Bestand gehabt hat, sind erhebliche Schwierigkeiten ausgeblieben, weil man Unzufriedenheiten und Unrechtmäßigkeiten, die überal vorkommen, rasch auf dem Wege räumen kann.

Mögen das unsere modernen Betriebsleiter doch immer besser einsehen und das Wichtigste lernen, mit Menschen umzugehen!

Schweiz.

Zur Zollfrage.

Ein erfreulicher Schritt vorwärts ist geschehen. Das Politische Departement teilt mit: Am 30. Oktober haben die Herren Herrli und Frommholz die Schiedsordnung unterzeichnet, durch welche die Streitfrage der Freizonen Hochaufweins und der Landeshof der ständigen Internationalen Gerichtshof zur Erledigung überantwortet wird. — Der Wortlaut der Schiedsordnung ist zur Stunde noch nicht veröffentlicht, doch verlautet, daß dem Internationalen Gerichtshof, außer die Rechtsfrage unterbreitet werden soll. Bekanntlich gehen die Auffassungen Frankreichs und der Schweiz hinsichtlich der Interpretation des Artikels 48 des Verfaller Vertrages betreffend die Freizonen auseinander. Der betreffende Passus des Artikels lautet: „Genau erkennen die hohen vertragsschließenden Teile an, daß die Bestimmungen der Verträge von 1815 und der sonstigen Zusatzakte betreffend die Freizonen Hochaufweins und der Landeshof der heutigen Verhältnisse nicht mehr entsprechen und daß es Sache Frankreichs und der Schweiz ist, im Wege der Einigung untereinander die Rechtslage dieser Verträge so zu regeln, wie beide Länder es für zweckmäßig erachten.“

Frankreich leitete aus diesem Passus das einseitige Recht ab, von sich aus die Zonen aufzuheben, und ohne Verhandlung mit der Schweiz seine Zollgrenzen an die politische Grenze zu verlegen, also den heute bestehenden Zustand beizubehalten. Die Schweiz dagegen betrachtet die Rechtsmäßigkeit dieser Maßnahme, da sie ohne vorangegangene Verhandlung zwischen beiden Ländern erfolgt ist. — Diese Rechtsfrage wird nun der Internationale Gerichtshof in erster Linie zu lösen haben. Ist es geschehen, dann sollen auf Grundlage des Gerichtsbeschlusses neuerdings Verhandlungen zwischen Frankreich und der Schweiz stattfinden, wobei auch die materiellen Fragen in Diskussion zu ziehen sind. Im Falle einer Nichtvereinbarung hätte der Internationale Gerichtshof auch über diese letztere

Im Orpheus.

Wandelt sich reich auch die Welt wie Wollenschaflein, alles Wolleende fällt beim zum Kratzen.

Heber dem Wandel und Gange, weiter und feiner, wärst noch dein Vor-Gefang, Gott mit der Veier.

Nicht sind die Leiden erkannt, nicht ist die Liebe erkannt, und was im Tod uns entfernt ist nicht entleert.

Einsig das Wes überm Band heiligt und feiert.

Nur wer die Veier schon hob auch unter Schatteln, darf das unendliche Lob abend erhalten.

Nur wer mit Toten vom Mohn ab von dem Iken, wird nicht den letzten Ton wieder verlieren.

Was auch die Spiegelung im Licht oft uns verfühlen: wie die Bild.

Ech in dem Doppelbereich werden die Stimmen ewig und mild.

Kathner Maria Rille.

Feuilleton.

Stille Geschichte.

Von Martha Haagl. (Nachdruck verboten.) (Schluß.)

Er war endlich überzeugt, daß es nicht länger so weitergehen könne. Der Hund ward unverträglich. Als Knabe bedrückt durch die Enge des Elternhauses und noch mehr durch die lästige und unabhägare Vorwelt der Nachbarn; als junger Mann bedrückt und aufgewühlt von einer Schwand, vor der er zu umherirren schämte; und als Mann gequält von einem Hofe von der Gegenwart und zermürbt von einer Schwand, die ganz anders als die seiner Junglingsjahre, die geradezu tödlich war.

Und so löst er denn seiner Frau vor, daß sie sich trennen wollten. Er bot ihr die Hälfte seines Vermögens, das nicht unbedeutend war, an und wollte, auch auf diese Weise die Scheidung rasch herbeiführen zu können. Sie begriff zuerst nicht, und als sie es endlich begriff, schenkte sie sich erleichtert zu fühlen, denn sie hatte sich in der letzten Zeit vor ihrem ersten, strengen Mann zu fürchten begonnen. Sie überließ ihm alle Anordnungen und wollte in alles. Erst als er seine Absicht aussprach, in die Hände der Frau zu verfallen, wehrte sie sich und zeigte wirklichen Schmerz. Er war nun ja, daß es doch etwas gab, das an ihr Herz rührte, ward er auf Augenblicke wankend und fragte sich zum erstenmal, ob er recht tat. Doch schüttelte er diese Annahme von ihm und Schwände rasch ab, und die Scheidung

ward ausgesprochen, ehe Frau Vecker auch nur geringsüchtige von der beabsichtigten Trennung gehört hatte.

Als die kleine Frau und Infantide in der Hauptstadt verfort waren, ging Karl selber zu Marie hinüber, um es ihr zu sagen. Sie erschrak heftig und fragte sich in der folgenden Nacht mehrmals, ob sie denn die Schuld an diesem Unglück habe. Sie hätte jetzt gewünscht, nicht zu sein und niemals gewesen zu sein, denn daß sie da war, darin bestand ihre Schuld. Sie bestrich endlich, sich wie bis dahin ihrem Schicksal zu überlassen und sollte gegen Marie ruhig ein.

Karl kam nun jeden Tag nach dem Abendessen und blieb eine halbe Stunde da. Er sagte nicht viel. Aber wenn er sie zuerst nach all den innern Erregungen der letzten Monate mit all den Fragen verfolgte hatte, so wurden Blick und Sprache nach und nach ruhiger, und er schien ihnen doch zu sein und er füllte sich begnügt. Er sprach es auch einmal aus, daß es hier nun erst schön sei, seit ihre Mutter gestorben und sie allein da wohnt. Sie begriff ihn und zeigte sich nicht verärgert, was es auch nicht, denn auch sie hatte in der Nähe der Mutter selten wirkliche Begnügung empfunden.

Aber es konnte so nicht immer weiter gehen. Der Mann hatte sich nicht umsonst von seiner Frau getrennt. In den Abendstunden lag er schlaflos und litt.

Und eines Abends blieb er länger als sonst und redet endlich von dem, was ihm auf dem Herzen lag. Und weil Marie lange gewußt hatte, daß diese Stunde einmal kommen würde, hielt sie die Antwort ihm schon lange bereit.

Sie sah ihn freundlich und gelöst an, ja, hätte sie nicht so, wie wir zwei es miteinander

hätte sogar, und sagte: „Wir haben jetzt doch eine schöne Ruhe, und in meiner und in deiner Ehe war es nicht so, wie wir zwei es miteinander vielleicht hätten haben können, wenn wir ja nun hätten zusammen kommen können. Nicht könnten wir Stürme nicht mehr ertragen, du nicht und ich nicht, weder Leidenschaft noch Enttäuschung. Das Fröhliche war zu schwer. Und Enttäuschung ist immer dabei, der bittere Nachgeschmack einer unerhörten Liebe. Das ist es, was ich nicht mehr tragen kann. Ich will glauben, daß es mit uns zumeist hätte schön und gut sein können, sich ohne Bitterkeit. Aber dieser Glaube muß und soll mit genügen. Erproben will ich ihn nicht, und auch kann es nicht.“ Und nun sagte sie herzlich seine Hand und hat nachmalig eindringlich: „Das uns unsere Ruhe.“

Karl hatte wie versteinert zugehört. Obwohl eine Stimme in seinem tiefsten Innern ihm zu wieder gesagt hatte, daß es so kommen könnte, so hatte er an die Wahrheit dieser Botschaft doch nicht geglaubt. Und nun war es doch so und er wußte, daß sie recht hatte, und daß das nicht einzulassen. Er sagte denn auch, daß er sie wohl verheiratet, erob sich aber bald und mußte gute Nacht.

Sie schenken leeren Saufe angekommen, feste er sich in der weiten, hohen Wohnstube an den Tisch. Er mochte nicht zu Seite gehen, mochte auch nicht lesen und auch nicht schlafen. Er mochte überhaupt nicht tun, sondern sah nur zu vor sich hin. Es quälte oder freute ihn auch nichts. Es war einfach alles aus.

Er ging jeden Abend wie sonst zu Frau Vecker hinüber. Sie plauderten mit und über Marie stand, er sei auf eine stille Art glücklich.

*) Die „Sonette an Orpheus“ erschienen 1923 im Antierverlag, Leipzig.

